

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 30.

Donnerstag, den 5. Februar.

1925.

### Strandgut.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Hallignovelle von Georg Julius Peterien.

An der Ostseite der Hallig befand sich eine kleine Einbuchtung. Sie war künstlich befestigt; Gestein aller Art bildete ihre Umrandung; der kleine Hafen dieses Eilandes, in den das wunderhübsche Segelboot, das oben neben dem Hause lag, hinabgelassen wurde, wenn die Bewohner das Festland aussuchen wollten — ein- oder zweimal im Jahre —, um ihre Einkäufe zu machen.

Jetzt lag in diesem Hafen unser — Geertz' Boot. Es sah doch, wie ich rasch bemerkte, sehr mitgenommen aus; daß es den Anprall überstanden hatte, war kaum verständlich. Geertz selbst stand auf dem Festlande dicht daneben und basteelte an einem Gegenstand. Er mochte meine Schritte gehört haben, denn er sah auf — um sich sofort wieder seiner Hände Arbeit zuzuwenden.

„Morgen Geertz“, sagte ich. Keine Antwort.

„Geertz, ich weiß, ich habe Sie in Ungelegenheiten gebracht; es tut mir leid.“

Wiederum keine Antwort.

„Ich habe Sie sogar in Lebensgefahr gebracht“, fuhr ich eindringlich fort; „ich kann nicht mehr tun, als Sie um Verzeihung bitten.“

Als auch diese Versicherung unbeachtet blieb, befiel mich ein Zagen.

„Geertz“, redete ich noch einmal und mit verstärkten Mitteln auf den Erbitterten ein, „wir haben das nun zusammen durchgemacht, wir haben in Not und Tod zusammengehalten“ (so sagte ich; denn ich war jung und fand Gefallen an diesem Wort) „wir haben uns mannhast gewehrt, und . . .“

Weiter kam ich nicht. Der große graue Kopf mit dem kurzgehaltenen „Kragenbart“ fuhr wie ein Blitz herum, zwei sprühende Blicke trafen mich, und dann flog zischend eine dunkelbraune Flüssigkeit in den „Hafen“.

„Mannhaft? . . . n Laps sind Sie, verstehen Sie mich!“ Das kaltenreiche Gesicht war zornrot.

Völlig eingeschüchtert war ich einen Schritt zurückgetreten. Ich sah, wie der dunkelbraune Punkt auf dem Wasser wie eine Quelle auseinanderlief; mir war, als hätte Geertz mich angespuckt.

„Erlauben Sie, Geertz . . .!“ setzte ich mich zur Wehr.

„Erlauben? . . .“ Er ließ den Gegenstand, an dem er gearbeitet hatte, aus der Hand fallen und nahm eine breitbeinige Stellung ein; darauf schoß der aufgespeicherte Groll wie ein Unwetter aus seinem Munde.

„Erlauben? . . . Was gibt es da noch zu erlauben? . . . Ich erlaube Ihnen gar nichts! Sie sind“ — es ist kaum wiederzugeben — „Sie sind 'n grüner Junge, wissen Sie das? . . . Danken Sie Gott, daß der Kutter angetrieben ist, sonst würde kein Hahn mehr nach Ihnen krähen . . . Und überhaupt: Wo haben Sie die Flasche Rum gelassen?“

Völlig niedergeschmettert hatte ich diesen Ausbruch über mich niedergehen lassen; die Frage nach dem Verbleib der Flasche Rum ließ eine Hoffnung in mir keimen.

„Sie ist in der Kajüte, Geertz“, entgegnete ich eilig.

„Da is sie nich.“

„In meinem Rucksack. — Halt! . . .“ Und ohne

weiteres machte ich kehrt und lief die Werft hinauf. In der sandbestreuten Diele hatte ich — ich entsann mich dessen plötzlich — meinen Rucksack liegen sehen. Unser Halligbewohner und Wirt hatte ihn gewiß aus der Kajüte in seine Behausung getragen, ohne sich weiter um den Inhalt zu kümmern, selbst auf die Gefahr hin, daß verderbliche Sachen darunter sein könnten. In dem Rucksack befand sich die Flasche Rum; unverfehrt, ich war dessen sicher.

Bald hielt ich sie in meiner Hand. Nach wenigen Minuten war ich wieder bei Geertz.

„Hier, Geertz!“ rief ich, die Flasche wie eine Fahne schwenkend.

„Legen Sie da man hin“, sagte er, ohne aufzusehen.

„Kann ich Ihnen etwas helfen?“ nahm ich die Günst des Augenblicks wahr.

„Is nich nötig“, knurrte er. „Sie sind noch schwach, wie die Frau sagt: gehen Sie man spazieren.“

Ich bewies Verständnis für diese Aufforderung und zog mich zurück.

Ich ging nach der Westseite der Hallig. Welch ein Bild! . . . Ein Arsenal von Schiffsteilen lag am Strande. Zum Teil schon etwas geordnet, wie für eine Verteilung unter den Halligbewohnern bestimmt und doch zur Genüge verrätend, wiewelch furchtbares Werk die Sturzflut verrichtet, mit wiewelch elementarer Gewalt sie die Hallig bedrängt hatte. Ganz klar formte sich das Bild; ein quellendes Mitgefühl regte sich, gleichzeitig aber auch ein Bewundern vor der Heimmattreue dieser weltabgeschiedenen Einsamen . . .

Mein Fuß berührte im Vorbeischießen an diesen Trophäen der Elemente Rettungsgürtel, Flaschen, Tauwerk, Fässer, Holzteile — eine Welt tat sich auf: das Bild, das sich geformt hatte, erhielt stärkere Farben. Ein Schiff in Seenot! — hier lagen die Beweise seines Unterganges.

Ich ließ alle diese Gegenstände, die geruhlos am Strande lagen, hinter mir und ging rasch weiter. Mein Auge schweifte über die endlose Wasserfläche mit ihrem Silberschmuck und blieb an der leuchtend blauen Kuppel über mir hängen; die Reinheit dieser Farben bewirkte ein Glätten der Gedanken.

Da stieß mein Fuß an etwas Hartes; ein klingender Ton sprang auf und erlosch. Ich betrachtete das Hindernis, bückte mich und hob es auf. Es war ein Holzstückchen mit etwas Nidelbeschlage, nicht kostbar, keineswegs, und auch sein Gewicht ließ nicht auf Gold und Silber in seinem Innern schließen. Privateigentum eines Seemanns, dachte ich und schritt mit dem Kästchen weiter.

Jrgendwo am Strande ließ ich mich nieder. Ich hatte einen Fund gemacht, das gab dieser märchenhaften Einsamkeit einen neuen Reiz: ich hielt etwas in meiner Hand, das mir nicht gehörte. Durfte ich es als mein Eigentum betrachten? . . . Nach strengster Gewissensprüfung: ja! so gut wie die anderen angetriebenen Dinge Eigentum der Halligbewohner waren.

Ich öffnete, von einer Neugier angetrieben, das Kästchen. Auf gewalttätige Art, denn der Schlüssel fehlte. Als der Inhalt vor mir lag — vom Wasser unberührt,

denn das Schlüsselloch, das Wasser hätte hereinlassen können, fand in der inneren Verkleidung einen Widerstand — wußte ich, daß ein junger Mensch, ein Hoffender, Liebender dies Kästchen besessen hatte. Vielleicht war es erst in der letzten Stunde seines Lebens seiner erstarrten Hand entglitten. Ich lernte sogar sein Äußeres kennen: ein junger Seemann, fest, verwegend; das Bild seiner Liebsten, das sich in einem Briefumschlag mit dem seinen vereinte, trug den Reiz anmutiger Jugend.

Auch Briefe fanden sich vor. Briefe, wie sie zwischen Liebenden gewechselt werden; ich las sie ohne Reugierde. Kleine Andenken lagen zu unterst: eine Uhrkette aus dunkelblondem Haar mit Goldbeschlag, und anderes, auch ein Ring, dünn und aus einfachem Silber, fehlte nicht.

Ich suchte nach einer Adresse des Mädchens, fand aber keine; damit würde der letzte Dienst, den ich einem Abgeschiedenen hätte leisten können, zuschanden. Sollte ich denn? . . . Nein, was war mir das Kästchen mit seinem einfachen Inhalt? . . . Mit dem Toten verband mich nichts, gar nichts.

Doch: etwas. Ein Mitfühlen — ein Miterleben. Ich hatte, wie er, die Gewalt der See kennen gelernt. Aber ihn hatte sie in die Tiefe gezerrt, mich hatte sie ans Land gespült und damit dem Leben zurückgegeben; über mir lachte der blaue Himmel, mir winkte die Zukunft . . .

Einsamkeit, Himmel und Wasser! . . . Aus dem Zeitlichen dieser Stunde mit ihrem wohligh-nachdenklichen Schlendern der Gedanken erwuchs nach und nach eine Sehnsucht nach Leben, nach Menschen. Ich grub, kurz entschlossen, mit meinem Taschenmesser ein tiefes Loch; nichts störte mein Tun. Die Sonne leuchtete klar und schön, die See, die im Steigen begriffen war, warf neugierige Wellchen an den Fuß des Eilandes: mitten in dieser Einöde vergrub ich meinen Fund. Die Hoffnungen und Wünsche zweier Menschen — vielleicht auch, wenn das Leben triumphiert hätte, ihre Enttäuschungen. Als ich dann die Stelle kunstgerecht wieder mit der vorher herausgewählten Grasode bedeckt hatte, betrachtete ich mein Werk. Menschenhände würden dies kleine Grab mit der Haaruhrkette, den Bildern, dem silbernen Ring, gewiß nicht finden, aber vielleicht die gierig ledenden Legionen des Orkans. Doch, was hatte die Halligfrau gesagt? . . . „Seit sechs Jahren haben wir keinen solchen Sturm gehabt.“ Sechs Jahre! — Dann mochte auch das kleine Grab seinen Inhalt freigeben . . .

Ich stand auf und warf noch einen Blick auf das Geheimnis zu meinen Füßen. Ein rasches Gedanken der Ertrunkenen, ein etwas längeres einer vergeblich Harrenden — dann ging ich davon; hinter mir plätscherte das Wasser . . .

Wir brachten noch einen Abend und eine Nacht im Hallighaufe zu; von meinem Erlebnis sagte ich kein Wort.

Geertz war einigermaßen veröhnt: von der Flasche Rum, die nun wirklich verschwunden war, sprach er kein Wort.

Am anderen Morgen fuhren wir bei herrlichstem Sonnenschein und mäßiger Brise heim.

— E n d e . —

## Kunterbunte Einfälle.

Von Wolfgang Federau.

Die Jagd nach Reichtum gleicht der nach einem Floß: eifriger man ihn sucht, desto rascher entflirmt er.

Die Frau und das Echo behalten immer das letzte Wort.

Nichts ist so leicht zu erwerben und so schwer anzuwenden als — Erfahrung.

Man findet eher ein Duzend Menschen, die uns sagen, wie man etwas machen müsse, als einen einsigen, der es so macht.

Nichts ist schwerer zu ertragen als die Notwendigkeit, einem Menschen schmeicheln zu müssen, den wir nicht hinreichend achten, um ihn loben zu können.

## Der grüne Turm.

Von Helene Schede.

Das große blaue Auge des Bürgermeisters Janas Schak wachte seit bald zwei Jahrzehnten über dem oberbayerischen Dorf Vorderbühl. Er war ein kluger Mann, in dessen klarem Lebenshimmel die Geigen hingen, die, wie die schweigenden Seelen noch nicht Geborener in den Werkstätten seiner Schuk-befohlenen lagen, und in den Saiten lana und klana es von Tatenfreude, Ruhm und Ehre.

Er war der Mann des Fortschritts. Er hatte erkannt, daß das liebliche Dorf im Tiroler Barock keine Berae, keine Felsen, keine zweitausend Meter hohen Gipfel hatte — genau so oder viel schöner noch als die berühmten Badoerte Obersdorf und Garmisch-Partenkirchen. Und seine Geschichte — seine Tradition! Denn der Pfarrer hatte in veralteten Blättern entdeckt, daß Goethe auf der Rückreise von Italien eine Nacht hier zugebracht und daß die Kunst des Schnitzens und Geigenmachens dem einsamen Winkel schon vor Jahrhunderten einen Ruf in der Welt verschafft habe. Das mußte man nur wissen und in das rechte Licht zu setzen verstehen.

Nun war es wirklich so weit, und die Hinterbühler im benachbarten Tal, die mit viel höhnischen Bemerkungen der „Großkopferei“ des alten Bürgermeisters zualeben hatten, konnten ihren Spott in sich hineinverbeihen. Vorderbühl hatte eine anerkannte Chronik, ein Altertumsmuseum, eine Konditorei mit Eis und Schokoladen, einen gedruckten Führer und einen Fremdenverkehrsverein, dem die 126 Güte zu verdanken waren, die sich im vergangenen Sommer hier gesund gesessen hatten.

Der brave Janas Schak war gerade daran, sich auf seinen wohlverdienten Vorbeeren zu einem Niderchen auszukreden, als er in der „Alpenrose“ erfuhr, daß die Hinterbühler eine Arreststube mit vergitterten Fenstern eingerichtet hätten, in der die Schmutzler aus dem benachbarten Österreich eingestekt werden konnten. Wie ein Blitzschlag knallte die Nachricht durch die wohlige, rauchgefärbte Luft in der Wirtsstube. Ein Arrestlokal in diesem armen, unbekanntem Hinterbühl, in das sich nie ein Landfremder, geschweige denn ein Verbrecher verließ? — Das war nun doch wie eine Herausforderung, die man sich nicht gefallen lassen durfte!

In der eilig zusammengerufenen Gemeinderatssitzung wurde beschloffen, daß nun auch Vorderbühl — und mit weit größerem Recht als Hinterbühl — eine Gefängniszelle für leichtere Vergehen — Mundraub, nächtliche Rubelstörung, Schmutz — haben sollte. In schwerer wiegenden Fällen würde das Rathottchen gewissermaßen nur als Reintaugsauf-feuer dienen, durch das die Delinquenten gehen mußten, ehe sie in das Bezirgsgefängnis eingeliefert wurden.

Nun handelte es sich nur noch, den geeigneten Raum zu finden. Nach manchem Hin und Her entschied man sich für den grünen Turm, der auf einer kleinen Anhöhe, etwas ankerhalb des Dorfes in nächster Nähe von Kirche und Pfarrhaus so recht als ein Wahrzeichen des Friedens in den Himmel stieg. Früher, ehe auf dem Gotteshaus der lustige Dachreiter mit seiner Glocke stand, hatte hier der Wehner gewohnt. In der oberen Stube hing damals die Glocke zwischen braunem Gehäl und lang an lauen Sommerabenden ihr säkliches Angelus in die Herzen der Frommen. Jetzt war der Turm schon lange verlassen. Fleu und Moos hatten sich an den riesigen Mauern festgerankt. Hinter den Läden nisteten des lieben Herrgotts Vögel, und treppauf und treppab trippelten die Mäuse und brauchten nicht einmal die Eulen zu fürchten, die mit leisen Schwingen über das Schindeldach glitten.

Hier oben also, wo einst die Glocke zwischen Himmel und Erde geschwungen, pausbädig Engel und fröhliche Putten ein- und ausgeflogen waren, der Schmitter Tod an den bronzenen Mantel geschlagen hatte, sollten die Menschen, die ihren Nächsten zu Last und Leide leben, eingesperrt werden. Unten aber sollte eine zuverlässige, handfeste Frau sich wohlisch einrichten, die loszulegen die Bedienung der Abeltäter zu übernehmen hatte. Eine Frau, die von der Gemeinde angestellt wurde und vom ersten Tag ihrer Amtstätigkeit an pensionsberechtigt war.

Diese Ehrfurcht einflößende, in allen Stücken vertrauenswürdigste Person fand sich in der Köchin des verstorbenen Pfarrers, einer drallen Künzlerin, die den besten Kaffee, die lockersten Knödel, den winnweddünften Studelteln im weiten Umkreis zu bereiten verstand.

Alles löste sich in bester Weise. Wie in einem Wasser-Scott-Roman ward der Turm das Verlies, in dem die Gefangenen verschmachten sollten. Unterm Dach, wie in den Bleikammern von Benedig, eines Gitters vor dem kleinen Fenster hätte es kaum bedurft, so dicht hatte der Fleu die Öffnung, durch die die Lichtstrahlen tanzen, auselonnen, Ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett mit Strohhalm bildeten die ganze Einrichtung. Im Erdgeschloß aber wohnte des einstigen Pfarrers Babette, Ihre grimmige Laune, die für ihre neue Amtstätigkeit nur ein Plus bedeutet hatte, war in Miße umgeschlagen, seitdem keine bösen Schulkinder mehr an der Pfarrklingel zogen und davonliefen. Sie wußte sich überdies im Kreis der Auserwählten, der Festangestellten und Pensionsberechtigten, für die die dunkle Zukunft keine schmerzlichen Aberraltungen mehr hatte.

Die Zeit verrinnt. Der Herbst krammt in verdurten Blüten über den Schraffen und Hängen der Berae. Der November trauert zwischen den Kreuzen und verwelkten Kränzen im Kirchhof. Weihnachten kreucht seine tauigend Ketten an, und noch immer sah die alte Babette im grünen Turm

und wartete der Dinge, die da kommen sollten und nicht kamen. Der Winter hing sich an die Felsen, legte dem Turm eine Hermelinmütze auf und zeichnete in allen Fensterläden seine erotische Wunder. Nicht der gerinaste, unscheinbarste, ungefährlichste Langfinger ließ sich sehen, nicht das kleinste Vergehen am Geleik konnte in dem grünen Turm gesühnt werden.

Die Babette begann um ihre Pension zu zittern. Die Hinterbühler, deren Arrest schon manchen auf Schmutzweegen erwischten Burtschen gesehen hatte, trieben ihren Spott mit der rührigen Nachbarnpolizei und deren grünem Gefängnis, in dem seine Maus sich fangen ließ. Du lieber, ältlicher Himmel, wo sollte auch ein Verbrecher herkommen? Doch nicht aus Vorderbühl selbst, wo die Häuser fromme Sprüche trugen, mit rührenden biblischen Geschichten bemalt waren, Maria Empfängnis, die Anbetung der Hirten, Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen — wo die Bewohner seit Geschlechtern klingende Gesäßen machten und mit aarten Kindern kleine Jesuskubben, Madonnen, Apostel, Hirten und Weisen schnitten? In solcher Umgebung mußte auch eine durchwandernde schwarze Seele weik werden wie der Schnee, der draußen die Märzglöckchen und Weihnachtsrosen deckte.

Und doch schien irgendwie das Ansehen und die Ehre des Bürgermeisters Janas Schak an dem noch immer unbefleckten grünen Turm zu hängen. Die menschliche Seele kennt viele Reue und Widersprüche. Statt sich ihrer Sicherheit, ihrer offenen Haustüren zu freuen, begannen die Vorderbühler ganz leise das Nachbarnort um seinen so fleißig besetzten Arrest zu beneiden, um eine kleine Sensation, ein uneinbringliches Abenteuer, bei dem es einem den Rücken doch kalt herunterläuft. In der Kirche, wo die himmlische Madonna in ihrem sternüberlätzten blauen Kleide mit mild verzeihenden Augen auf die Schar der Andächtigen schaute, sah jeden Sonntag auch Babette. Sie hatte der ältlichen Mutter Gottes manche Kerze geweiht, und in ihrem sorgenerfüllten Herzen betete sie zu ihr, sie möchte doch einige verirrte Seelen nach Vorderbühl schicken, damit sie hier wieder auf den rechten Weg kämen, und sie, die alte Babette, ihre Stelle und ihre Pension nicht verlore.

Und wirklich, an einem kalten Winterabend im Februar geschah das kaum mehr Erwartete, der Turm bekam seinen ersten Gefangenen. Mit einem großen Aufwand an Kraft, Lärm, Entrüstung, Gelächerei wurde er durch das halb verschlafene Dorf in die eiskalte Turmtube unter Schloß und Riegel gebracht. Es war ein armer Teufel von einem Handwerksburtschen, der die Hand nach wohlriechendem, warmen Brot ausgestreckt hatte. Also Mundraub. Ein winzige kleines Vergehen mit einem Raubmord versprochen. Aber immerhin, es genügte — der grüne Turm war besetzt. Das Ansehen von Janas Schak und mit ihm des ganzen Dorfes war arretiert.

Jetzt zeigte die einstige Wirtin, daß unter ihrer rauhen Schale ein weicher Kern steckte, und sie nicht umsonst soviel Jahre in Hochwürdens menschenveredelnder Nähe zugebracht hatte. Sie heizte dem Delinquenten gehörig ein, und zwar nicht nur mit vielen ermahnenden Worten und frommen Sprüchen, sondern auch mit knisternden Kienisänen und schweren Buchenscheiten. Dann bereitete sie ihm einen Kaffee — denn Brot und schwarzer Kaffee sollte abends die Gefängnisluft bilden — einen Kaffee mit schäumender Milch, bei dem gewiß auch der an das Beste von ihr gewöhnte Wirtin anerkennt geschäftelt hätte.

Große Geister prägen große Worte, die weit über die Grenzen hinausleuchten und Ewigkeitswahrheiten werden. Das erfuhren die Vorderbühler an ihrem eigenen Leib. Der Ausdruck des berühmten Dichters von den Geistern, die man nie und nicht mehr los wird, wäre ihnen fast zum Verhängnis geworden, hätte um ein Haar ihr friedliches Dorf in solchen Verfall gebracht, daß sich kein Sommerfrischer und Geigenläufer mehr in ihre Mitte gewagt hätte. Auf geheimnisvolle Weise mehrten sich seitdem der erste Anlaufener 24 Stunden im Arrest geweiht hatte, die Verlehlungen, die Fälle von leichtem Diebstahl Schmutz über die Grenze. Keiner wagte mehr ruhig zu schlafen, und die Haustüren waren schon längst bei eintretender Dunkelheit verriegelt. Die Zelle in dem neidischen Nachbarnort war leer, dafür war der grüne Turm um so besetzter. Meistens waren es Arbeitslose, Handwerksburtschen, Bettler in abgerissenen Kleidern, die dort eingesperrt und Babettes guten Lehren überlassen waren, so daß die meisten reumützig und kaffee wie die Schwäbchen ihre Zelle verließen, und in der Rühruna des Abschlusses merkte Babette gar nicht, daß sie den rein gewordenen Seelen ein freundliches „Auf Wiedersehen“ mit auf den Weg gab.

Wer weiß, was aus der Geschichte noch geworden wäre ohne das helle Auge des Bürgermeisters, der wieder einmal in der Dämmerstunde bei einem Koten im „Döhen“ lak gerade der Bäckerei gegenüber, in der der erste Mundraub im Ort geschehen war. Es war längst Frühling. Der Frühling ließ seinen warmen Hauch über die Dächer wehen. Im Bäckerdöhen dufteten die Hefenöpfe mit Mandeln und Kofhnen für das nahe Osterfest. „Gerade recht für mich“, dachte der Burtsche mit dem Auslad, der dabei geschlenkelt kam, von lachte in den leeren Laden ein und streckte den Arm aus. Da fühlte er sich schon mit eisernem Griff am Handgelenk gefaßt und hörte die Donnerstimme des Bürgermeisters: „Hab ich di, Haderlump, ausgehämert.“ Aber der Arm ging dem Würdigen aus, als er in der Burtschen einen Hinterbühler erkannte, und die Stimme überstürzte sich und fiel wie Bauten und Trommelschläge in das Ohr des Defraudanten. Der aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Seelenruhig meinte er, er habe auch einmal bei der Turmwirtin wohnen und ihren guten

Kaffee trinken wollen. Das sei besser und billiger als ein Quartier im Wirtshaus. Dies sei doch allen Handwerksburtschen und Arbeitssuchenden landauf und landab bekannt.

Der Bürgermeister war ein weiser Mann, der nicht für den Spott sorgen wollte. Die Sache wurde verschwiegen und vertuscht. Immerhin oblag ihm das schwierige Amt, die Turmwirtin Babette wegen zu treuer und gewissenhafter Pflückerfüllung zu entlassen und den grünen Turm auf immer zu verschließen. Indes, er wußte sich auch dieser Aufgabe zu entledigen. In der neu eröffneten Saison mietete ein Maler sich in den Turm ein. Und als sei alles nur Traum gewesen, zog Babette beim neuen Parrer ein und bereitete ihm mit demselben grimmigen Gesicht von ehedem den würzigsten Kaffee, die köstlichsten Koderln und geschliffensten Strubelsteige.

## Gesellschaft u. Mode

**Amors Verbannung aus dem Tanzsaal.** Ein Tanzlehrer hat sich kürzlich darüber beklagt, daß Liebende so schlechte Tänzer sind. Er führt aus, daß Liebespaare so sehr miteinander beschäftigt sind, daß sie zu wenig auf den Tanz achten: sie sind im Ballsaal so ganz von ihren Gefühlen eingenommen, daß ihnen die Sachlichkeit, die Ruhe und Erattheit fehlen, ohne die die modernen Tänze nicht fehlerfrei ausgeführt werden können. Der Tanzmeister solart von seinem Standpunkt aus ganz loslich, daß Liebe im Tanzsaal nichts zu suchen hat; er will Amor von dem Parkett verbannen, weil er die Harmonie des Tanzes stört und sich so auch auf dielem Gebiet — wie auf manchem andern — als Unheilsthier entpuppt. Mag nun dieser Brieftler der Choreographie von seinem Standpunkt aus noch so recht haben, so wird doch so mancher das Verschwinden der Liebesromantik beklagen. Bisher war ja für den gewöhnlichen Sterblichen der Tanz nicht Selbstzweck, sondern er bot die beste Gelegenheit, sich einer Schönen zu nähern, und er war nur das anmutige Präliminam der Herzensinfonie, die sich entwickelte. Der leidenschaftliche Tänzer von heute aber will von Liebe nichts mehr wissen. Er nimmt es mit dem Tanzen sehr ernst und verdonnt alles, was ihn daran hindern könnte, die einzelnen Touren des Foxtrot oder Tango mit der größten Eleganz und Präzision auszuführen. Er betrachtet die Dame, mit der er tanzt, nicht als liebenswerte Frau, sondern einfach als Partner, mit dem er keine andere Harmonie eingehen will als die der Beine. Ähnlich ist es bei der Frauenwelt. Die Damen stehen einem schlechtanzenden Herrn unbedingt eine auftanzende Frau als Partner vor. Technisch ist alles Liebe ist nichts. Ein Paar, das sich heutzutage auf einer Gesellschaft zrudäht und lieber plaudert als tanzt, ist für altmodisch. Gar eine angeregte Unterhaltung beim Tanzen selbst widerpricht völlig dem Stil des modernen Tanzes, der Ernst, Zurückhaltung und eine gemessene Gewichtigkeit beim Ausführen der schwierigen Figuren verlangt. Der Tänzer, der das Tanzen als hohe Kunst betreibt, kommt gar nicht auf den Gedanken, er könnte dabei sein Herz verlieren. Er will mit Amor, dem lästigen Störenfried, nichts zu tun haben.

**Bunte Bräute.** Das weiße Hochzeitskleid, der weiße Brautschleier, die weißen Schuhe — das sind Dinge, die für uns ungetrennlich mit dem Bild einer Braut verknüpft sind. Aber die Mode macht auch vor diesen einwurzelten Vorstellungen nicht halt, sondern sie besichert uns jetzt die „bunte Braut“. In neuester Zeit hat sich die Zahl der Bräute, die in reicher Farbenpracht vor den Altar traten, vermehrt, und in England ist sogar bei den Hochzeiten der vornehmsten Gesellschaft ein stark farbiger Einschlag in den Toiletten der Braut und ihrer Brautjungfern üblich geworden. Als Grund führt man hauptsächlich an, daß das einformige und nüchterne Bild, das das Brautpaar in der Kirche bietet, durch diese koloristische Note belebt und veredelt wird. Die Vorstämperinnen der bunten Hochzeitskleider können sich auch auf die Vergangenheit berufen, in der reiche Farben in den Hochzeitsstrahlen verwendet wurden. Aber es darf doch kraalich erscheinen, ob die „bunte Braut“ eine Dauererscheinung in der Kirche werden wird. Das Weiß, die Farbe der Unschuld, ist nun einmal die traditionelle Farbe, die im Hochzeitskleid vorgeschrieben ist, und ebenso ist der weiße Brautschleier von altersher die schönste Zierde der Braut. Unter den Geistlichen macht sich in England eine starke Gegnerschaft geltend, und man will neben der weißen Braut höchstens noch die „silberne“ oder „goldene“ anerkennen. Die starken Farben nehmen der Trauereimonie die Feierlichkeit und Würde. Die Dame, der Weiß durchaus nicht steht, soll sich daher mit einem Kleid aus Silberstoff und Silberfäden behelfen oder sie soll in einem jener goldfarbenen Gewänder erscheinen, die ja augensichtlich die große Mode sind.

**Trauringe aus Diamanten.** Bisher war es ein ungeschriebenes Geleik, daß der Trauring bei Arm und Reich dieselbe Form hatte. Höchstens, daß er in seiner Dicke oder Breite unterschiedlich war, überall war es der schlichte goldene Reif. Eine englische Schauspielerin, die Tochter des Lord-Oberrichters Atkin, will nun auch den Trauring der Mode unterwerfen. Sie trug nämlich bei ihrer Hochzeit an Stelle des üblichen Eheringes einen Trauring aus kleinen Diamanten. Diese Neuheit hat in aristokratischen Kreisen Englands großes Aufsehen erregt, und man glaubt, daß Mik Atkin bald von allen glücklichen Bräuten, die es sich leisten können, nachgeahmt wird.



## Günstige Ergebnisse der bisherigen Versuche mit der Eisenbahn-Telephonie.

Man schreibt uns: Die Versuche, die bisher in Deutschland mit der Eisenbahn-Telephonie gemacht worden sind, darf man als wohl zufriedenstellend bezeichnen. Der Sprechverkehr zwischen dem Teilnehmer in Berlin und einem Teilnehmer in einem fahrenden Zuge ist ungewöhnlich klar, und zwar von derselben Deutlichkeit wie ein Gespräch von einem Apparat zu einem anderen. Die Versuche wurden auf drei Strecken veranstaltet, und zwar zuerst auf der Militärbahntrasse Berlin-Jöhlen, wo die Ingenieure Rauwert und Dr. Walter mehrere Vorversuche in den Jahren 1918 und 1919 vornahm. Im Jahr 1919 wurden dann die weiteren Versuche zur Verbesserung der Apparate auf der Privatbahnbahntrasse bei Teltow gemacht, die von der Firma Goetz zur Verfügung gestellt wurde. Es mußten Apparate hergestellt werden, welche den Größenmaßen des Eisenbahnzuges angepaßt waren. Die Sendeeinrichtung durfte wenig Energie verbrauchen und geringen Raum beanspruchen, desgleichen mußten die Auffangdrähte den Erfordernissen der Eisenbahn angepaßt sein. Alle diese Schwierigkeiten wurden beseitigt und ein Fernsprechverkehr von und zu dem fahrenden Zug wurde ermöglicht. Die dritten Versuche wurden nun auf der Reichseisenbahntrasse Berlin-Hamburg mit Unterstützung der Reichseisenbahn und der Reichspost unternommen. Während auf der kurzen Privatstrecke ein besonderer Telephondraht angebracht werden konnte, mußte dieser auf der langen Strecke fortfallen. Man hatte einen Erfolg in den Telephonendrähten, welche die Eisenbahntrasse begleiten. Auch hier auf der Reichseisenbahntrasse Berlin-Hamburg waren, wie Diplom-Ingenieur Bruno Kolbenbaum, der Direktor der Erich H. Durb-Gesellschaft für Funkentelegraphie, in einer demnächst erscheinenden Abhandlung: Eisenbahnzug-Telephonie (M. Kraayn Verlag) mitteilt, sehr erfolgreich, so daß auch über bedeutende Entfernungen mit Zuhilfenahme der Vorseitung Gespräche möglich waren. Die Fernsprechanlage im D-Zug hatte folgende Ausgestaltung: Es handelt sich hier um einen gewöhnlichen D-Zugwagen 3. Klasse, von dem ein Abteil zur Verfügung gestellt ist, während die übrigen dem gewöhnlichen Verkehr dienen, und einen Dienstraum, der unmittelbar neben dem Abteil liegt. In diesem Dienstraum ist ein Akkumulator, ein kleiner, sowie eine kleine Schalttafel untergebracht, während das Abteil 3. Klasse nach Ausnahmen der Bänke zu einer schalldichten Sprechzelle, in Form einer Telephonzelle, ausgebildet wurde. Sender und Empfänger sind möglichst weit voneinander in dem kleinen Raum angebracht, so daß die räumliche Entfernung dazu beitragen kann, die gegenseitige Beeinflussung vom Senden auf Empfang zu beseitigen. Beide Apparate arbeiten nach erfolgter Einstellung ohne Bedienung; lediglich durch Abheben der Hörer wird die Send- und Empfangseinrichtung in Betrieb gesetzt. Das Sprechabteil für den Fernsprechteilnehmer liegt neben dem Amtsraum, so daß die Überwachung der Gespräche bezüglich der richtigen Verbindung und Zeitdauer ermöglicht wird. Ein kleiner Vorräum, der gleichzeitig später für die Abfertigung der Anmeldungen und Abrechnungen dienen soll, ist mit den wenigen notwendigen Utensilien ausgerüstet. Für die praktische Durchführung der Zugtelephonie sind die technischen Mittel dem Dienst der Eisenbahn anzupassen. Als erstes ist hierbei der Fahrplan zu berücksichtigen. Bei einem verzweigten Eisenbahnebe, wie es z. B. in Deutschland ist, wird es erforderlich sein, die Zugtelephonie auf einzelnen Strecken oder Streckenabschnitten für sich zu betreiben, also die Eisenbahntrassen in Sektionen oder Abschnitte zu teilen. Der Fahrplan jedes dieser Abschnitte ist für die Durchführung zuzunehmen zu legen. Zur größeren Betriebsausnutzung und zur größten Vereinfachung des Verkehrs ist es zweckmäßig, von einem Abschnitt in den anderen mit Übertragung zu arbeiten, die unter Benutzung derselben Drähte mittels Hochfrequenzwellen erfolgt. Die wichtigste Art von Gesprächen wird voraussichtlich die zwischen Teilnehmern des postalischen Ortsnetzes und Teilnehmern des Zuges sein. Hierfür müssen die Verbindungen mit großer Beschleunigung hergestellt werden. Aus diesem Grunde müssen die Zugsprache genau so betrachtet und behandelt werden, wie Postfernansprache von einem Ort zum andern — sie müssen also über das Fernamt geführt werden, damit Gespräche im Ortsverkehr zugunsten der Zugtelephonie unterbrochen werden können.

## Die sterbende Kohle und ihre Nachfolger

Wir leben heute im Zeitalter der Kohle; denn seit sich in der europäischen Wirtschaft Eisen und Kohle vermählten, ist eine neue Epoche angebrochen, die eine gewaltige Entwicklung der Industrie, die Ansammlung der Bevölkerung in Großstädten, die Verfeinerung der Technik und des Verkehrs, kurz unsere moderne Zivilisation brachte. Die Kohle ist in den letzten Jahren zu einem wichtigen Anknüpfungspunkt der

Politik geworden und hat das Schicksal der modernen Völker mitbestimmt. Aber dies Zeitalter der Kohle wird nicht ewig dauern. Wir können bereits berechnen, nach wie viel Jahrzehnten es für die verschiedenen Lagerstätten zu Ende geht. Deshalb sind die Erfinder von heute eifrig auf der Suche nach neuen Energiequellen. In einem vadenben Werk „Die sterbende Kohle“, das bei G. J. Manz in Regensburg verlegt ist, schildert Anton Lübbe das kulturelle und wirtschaftliche Schicksal Europas unter diesem Gesichtspunkt und er weist auch auf die Nachfolger hin, die das Erbe der sterbenden Kohle antreten und uns neue noch gewaltigere Kraftmengen liefern sollen. Wenn man bedenkt, daß die Sonne an Energie 500 Bill. PS. auf die Erde sendet, so versteht man, daß sich Hunderte von Erfindern mit der Ausnutzung der Sonnenenergie beschäftigen. Die von Prof. Marcuse erfundene Sonnenkraftmaschine kann vielleicht von unermesslicher Tragweite für die Weltwirtschaft werden; sie kommt aber natürlich hauptsächlich für die heißen Länder in Betracht. Sodann hegt man den Plan, die Lufterlektrizität der Menschheit dienstbar zu machen. Ist es doch schon in Amerika gelungen, einen künstlichen Blitz von 2 Millionen Volt herzustellen, und die Erzeugung einer so gewaltigen Spannung bietet ungeheure Aussichten für die Gewinnung von Kohle aus Luft in der Zukunft. Sodann vent man daran, die Kohle direkt in ihrem unterirdischen Lagerplatz zu Galen zu verwandeln und sie durch Leitung an die Oberfläche der Technik und Wirtschaft dienstbar zu machen. Dadurch würde ungeheuer viel Energie, die durch die jetzige Verarbeitung der Kohle verloren geht, gespart werden. Auch der Regen, der Wind, die vulkanischen Kräfte des Erdinnern sind als Energiequellen der Zukunft in Betracht gezogen worden und werden bereits in bescheidenem Umfang verwendet. Die Ausnutzung der Wasserkraft der „weißen Kohle“ hat bereits große Fortschritte gemacht. Noch gewaltiger aber ist die Idee, die Wasserkraft des Ozeans als Energiequelle heranzuziehen. Dabei handelt es sich nicht nur um Ausnützung der Meereswellenkräfte, die durch Wellenmotore dem Menschen dienstbar gemacht werden, sondern hauptsächlich um die Ebbe- und Flutwirkung. Der Höhenunterschied zwischen Flut und Ebbe beträgt meist 2 bis 4 Meter. In der Südwestküste Frankreichs werden sogar oft Wasserfluten von 15 Meter Höhe beobachtet. Der Arbeitswert dieser riesigen Meeresenergie ist auf 11 Trillionen PS. veranschlagt worden; man könnte damit nach dem gegenwärtigen Bedarf etwa 40 Milliarden Jahre auskommen. Aber nur ein ganz kleiner Teil der Kräfte läßt sich ausnützen, und solche Flutkraftwerke sind schon in früheren Jahrhunderten in primitiver Form angelegt worden. In England beabsichtigt man jetzt, an der Mündung des Severn eines der größten Kraftwerke der Erde mit über 1 Million PS. anzulegen, das die Meeresflutwirkung ausnützt und das bisher größte Kraftwerk am Niagarafall um 400 000 PS. übertreffen würde. Auch an die Ausnützung der im Erdinneren ruhenden Wärme hat man gedacht, die in den tiefsten Erdschichten auf etwa 200 000 Grad geschätzt wird. Aber die erstaunlichsten Aussichten eröffnen sich durch den Gedanken, aus der Zertrümmerung der Atome ungeheure Energiemengen zu gewinnen. Kann doch ein Gramm Radium bei ganzlichem Zerfall ebenso viel Wärmekalorien liefern wie 300 Zentner Kohle. Nicht minder großartige Perspektiven als die moderne Atomtheorie eröffnet die Theorie, den so dringend notwendigen künftigen Motorbrennstoff aus den Bestandteilen von Luft und Wasser herzustellen. Der rastlos schaffende Menschengeist wird also auch nach dem Sterben der Kohle dafür sorgen, daß uns die Kräfte der Natur in reichstem Maße zur Verfügung stehen.

## Die Leipziger Untergrund-Mehlhalle vor ihrer Vollendung.

Die Arbeiten an der Untergrund-Mehlhalle Markt in Leipzig, dem ersten unterirdischen Mehlgelände der Welt, sind so weit vorgeschritten, daß ihre Eröffnung zur Frühjahrsmesse 1925 gesichert ist. Die Untergrund-Mehlhalle, die in ihrer Konstruktion ein Wunderwerk der Technik darstellt, hat eine Länge von 89 Meter, eine Breite von 40 Meter und eine Höhe von 5 Meter. Sie enthält 200 Ausstellungstische ober- und unterirdisch, die von den Ausstellern der früheren oberirdischen Mehlhalle Markt belegt sind. Der gesamte Bau hat einschließlich der Ausschachtungsarbeiten etwa ein halbes Jahr gedauert. Auf dem Marktplatz mußten nicht weniger als 18 000 Kubikmeter Erdmassen ausgebagert und fortgeschafft werden, zur Errichtung des aus Eisenbeton hergestellten Gebäudes sind 4800 Tonnen Kies, 120 Tonnen Eisen und 590 Tonnen Zement erforderlich gewesen. 3400 Quadratmeter des Marktplatzes sind unterteilt worden. Die Untergrund-Mehlhalle ist mit den modernsten Beleuchtungs-, Heizungs- und Lüftungsanlagen versehen, gegen Feuersgefahr ist sie durch sinnreiche Vorkehrungen gesichert. Hand in Hand mit dem Bau der Untergrund-Mehlhalle sind umfassende Straßenbauarbeiten und die Reuberichtung des Marktplatzes gegangen.